

Verlässlich füreinander sorgen: Mikro-Communities als Wahlverwandtschaften im Pandemie-Alltag

Die Erfahrungen aus den letzten Wochen haben uns in allen Lebensvollzügen gezeigt, wie unendlich wertvoll jeder einzelne menschliche Kontakt ist und wie wir daraus existentiell leben. Familie als zentraler Ort der Fürsorge steht im Fokus, tragen Familien doch die Hauptlasten.

Cornelia Coenen-Marx, OKR der EKD a. D. sieht eine Neuentdeckung von Gemeinschaft in Wahlverwandtschaften und Caring Communities. So wirbt sie dafür, Singles als marginalisierte Lebensform mit all ihren Potenzialen in den Fokus zu rücken. „Denn Familie ist mehr als biologische Verwandtschaft – familiäre Netzwerke kann es auch unter guten Freund*innen und christlichen „Geschwistern“ geben – wenn wir Autonomie und Verschiedenheit schätzen. Ich wünsche mir, dass auf zivilgesellschaftlicher Ebene noch viel mehr Miteinander entsteht.“

Ein Wachsen der Nachbarschaftsbewegungen gerade in der Krise begrüßt auch Michael Martin als verantwortlicher Oberkirchenrat für Gemeindliches Leben in Bayern: „Die spontane Initiative der Evangelischen Jugend, mit organisierten Einkäufen gleich zu Beginn der Pandemie mitzuhelfen, war für mich das richtige Signal“. Aus seiner Sicht kommen wir nun in die Phase der flexiblen und längerfristigen Alltagsgestaltung, einer Art Transformation. „Es geht darum, uns nun gut vorzubereiten, damit wir mit Kontaktbeschränkungen und wenn nötig mit Lockdowns leben können.“ Michael Martin weiter: „Wir wollen niemanden alleine lassen! Lasst uns nun klug und sinnvoll überlegen, wie wir Möglichkeiten nutzen, um miteinander füreinander da sein zu können. Mikro-Communities sehe ich als sinnvolle Chance gegen die Einsamkeit, einander beizustehen und zu helfen. Unsere 1500 Kirchengemeinden in Bayern können ganz wunderbare Scharniere zwischen Menschen, Gemeinde und Kommune bilden. Kreativität und gemeinsame Absprachen auch über Kirchtürme hinaus sind dabei wichtig.“

Das Amt für Gemeindedienst versucht, die Kreativität von Gemeinden sichtbar zu machen. Dazu wurde auf der Homepage (www.afg-elkb.de) ein Ideenpool eingerichtet. „Wir laden Gemeinden ein, ihre guten Ideen mit anderen zu teilen. Gemeinden müssen nicht bei Null anfangen zu überlegen, sie können voneinander profitieren“, so Leiterin Gudrun Scheiner-Petry.

Kreativität sehen auch die Initiatoren des Mikro-Community-Gedankens um Prof. Andreas Kruse, Institut für Gerontologie an der Universität Heidelberg, als wesentliche Grundhaltung, die er im folgenden Interview näher erläutert:

1. „Kreativität – Verantwortung – Transformation“ nennen Sie ein Strategiepapier, das Sie zusammen mit anderen namhaften Wissenschaftlern aus Epidemiolog*innen, Sozialwissenschaftler*innen und Jurist*innen entwickelt und der Bundesregierung beratend vorgelegt haben.

Welche Rolle spielt dabei das Konzept Sorgender Gemeinschaften in Zeiten der Kontaktbeschränkungen?

Sorgende Gemeinschaften lassen sich im Sinne der erweiterten Familie verstehen; zu einer Familie gesellen sich Menschen, die sich dieser Familie freundschaftlich verbunden wissen oder ihr nahestehen. Es ist bedeutsam, dass sich zwei oder drei Familien in der unmittelbaren Nachbarschaft auf nachhaltige gegenseitige Unterstützung verständigen und diese zuverlässig praktizieren; unter der Voraussetzung, dass sie getestet wurden und alles daran setzen, eine Infektion zu vermeiden. Sie können sich in der Erziehung von Kindern gegenseitig unterstützen. Die Gegenseitigkeit der Hilfe ist vermutlich die bedeutendste, fruchtbringendste Form der Hilfe! Solche sorgenden Gemeinschaften vermitteln – wenn sie sich als zuverlässig, als nachhaltig erweisen – das Gefühl der Solidarität und des Zusammenhalts. Dabei kann man davon ausgehen, dass eben dieses Gefühl der Solidarität und des Zusammenhalts einen Humus für unsere Demokratie bildet.

2. Die Eindämmung der Pandemie erfordert genaue Vorgaben bezogen auf die Kontaktgestaltung.

Sehen Sie in diesem engen Spielraum überhaupt Chancen für die Idee der Sorgenden Gemeinschaften?

Ich sehe hier unbedingt Chancen, die übrigens weit über die Zeit der Pandemie hinausreichen. „Feste Konstellationen“: die sind wichtig, um auf diese Weise vor Infektion zu schützen, aber auch, um deutlich zu machen, dass es sich hier wirklich um eine erweiterte, gemischte „Familie“ handelt. Dieser Eindruck entsteht ja erst dann, wenn Nachhaltigkeit gesichert ist. Und diese wird auch dadurch gesichert, dass man auf ein stabiles Netzwerk von Menschen zählen kann, mit denen der Austausch von Hilfeleistungen möglich ist. Und ein solches Netzwerk kann viele Monate, wenn nicht sogar Jahre bestehen bleiben bzw. „halten“.

3. Häufig leben Familien nicht an einem Ort und können daher für die Bewältigung Ihres Alltags wenig davon profitieren, dass sich Familien ersten Grades aktuell besuchen dürfen. Einsamkeit als drängendes Phänomen, bereitet nicht nur Beratungsstellen Sorgen über die psychosozialen Belastungen vieler Menschen. Familien leiden unter der Situation, einander im intergenerationalen Familiensystem nicht genügend beistehen und helfen zu können. Die Mehrfachbelastungen aus Homeoffice, Homeschooling und Kinderbetreuung erhöhen zusätzlich den Druck.

Wie können Mikro-Communities Familien in Zeiten der Corona-Pandemie unterstützen, was gleichzeitig für die Post-Corona-Zeit noch Potential hat?

Ja: dies sind die „Verzichte“, die derzeit geleistet werden müssen. Aber gerade unter solchen Verzichten gewinnt der Gedanke der „Nachbarschaft“ eine große Bedeutung; nicht nur der Gedanke der Nachbarschaft, sondern auch jener der Bürgerschaft, aus deren Mitte heraus solche sorgenden Gemeinschaften entstehen können – und auch vielfach entstehen. Es ist übrigens durchaus möglich, dass zu einer solchen sorgenden Gemeinschaft ein älteres Ehepaar hinstößt, das zwar selbst keine Unterstützung bei der Betreuung der Kinder benötigt, das aber gerne bereit ist, eine derartige Unterstützung zu leisten. Solcherart Hilfe findet sich gar nicht so selten.

4. In unseren evangelischen Kirchengemeinden haben wir großartige Netzwerke und vielfältige Kontaktflächen, die sich natürlich nun umorganisieren müssen. Engagierte in den Gemeinden fragen sich, was genau sie notwendigerweise beitragen sollten angesichts der Einsamkeit und Belastung vieler Menschen. Sie fragen sich, wie sie in Zeiten von Corona sinnvoll Fürsorge gestalten könnten und darüber hinaus ermutigend in die Gesellschaft hineinwirken.

Was würden Sie Kirchengemeinden empfehlen, die jetzt nach Ansatzpunkten für Ihr Handeln suchen?

Die kirchlichen Gemeinden haben ja einen unglaublichen Vorteil: Sie teilen sich die Verkündigung, sie sind qua definitionem, aber auch gelebt eine „Gemeinde“, für deren Selbstverständnis das Wort: „Einer trage des anderen Last!“ konstitutiv sein sollte. Im Gottesdienst, im Gemeindebrief kann auf dieses tiefgreifende Verständnis von Gemeinde hingewiesen, kann für die praktizierte Gemeinde geworben werden. Damit ist doch eigentlich ein wichtiger Impulsgeber der sorgenden Gemeinschaften gefunden. Und man darf nicht den Leitsatz der Subsidiarität aus dem Auge verlieren, der für die Kirchen und die kirchliche Arbeit so wichtig ist. Wenn dann noch Räume im Gemeindehaus zur Verfügung gestellt werden, damit sich die Mikro-Communities auch dort einmal treffen und austauschen können: dann wird damit in vielen Fällen auch ein „infrastruktureller“ Beitrag geleistet.

Das Interview wurde geführt mit:



Prof. Dr. Dr. h.c. Andreas Kruse

Institut für Gerontologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg